

Richard Wagner

Richard Wagner, geboren am 10.4.1952 in Lowrin im rumänischen Banat, wuchs als einziges Kind des Wassermüllers Nikolaus Wagner und der Schneiderin Margarethe (geb. Dreier) in Perjamosch (rum. Periam) auf. Von September 1967 bis Juni 1971 besuchte er das deutsche Lyzeum (Gymnasium) in Großsanktnikolaus (rum. Sânnicolaul-Mare). Als Schüler publizierte er erste Texte (Kurzprosa und Lyrik) in Zeitschriften. Zwischen 1971 und 1975 studierte Wagner an der Universität Temeswar (rum. Timișoara) Germanistik und Rumänistik. 1972 trat er in die Rumänische Kommunistische Partei (RKP) ein. Ab 1972 tat Wagner sich mit Studienfreunden zur sogenannten „Aktionsgruppe Banat“ zusammen: Diese lose Vereinigung junger, ambitionierter Schriftsteller äußerte sich nicht politisch, gab sich aber in ihren literarischen Texten offen engagiert und organisierte literarische „Happenings“ – szenische Gruppenlesungen etwa, denen sich Partys anschlossen. Allein dies erschien der rumänischen Geheimpolizei Securitate schnell suspekt. Nachdem die Schriftsteller der Gruppe einige Zeit überwiegend ahnungslos unter Beobachtung standen, wurden Richard Wagner und drei seiner Schriftsteller- und Kritikerkollegen 1975 bei einem Familienbesuch im Grenzgebiet unter dem angeblichen Vorwurf, sie hätten das Land verlassen wollen, verhaftet und tagelang verhört. Die „Aktionsgruppe“ löste sich nach diesem Eingriff auf. Von September 1975 bis Dezember 1979 arbeitete Wagner als Deutschlehrer in Eisenmarkt (rum. Hunedoara), 1974 hatte er seine Kommilitonin Magdalena Barton geheiratet. Der Trennung nach nur sechs Monaten folgte jedoch erst 1981 die Scheidung. Ab 1979 lebte Wagner wieder in Temeswar und arbeitete für die in Kronstadt (rum. Brașov) erscheinende Zeitung „Karpatenrundschau“ als Berichterstatter für das Banat. Im selben Jahr kam es zur Liebesbeziehung mit Herta Müller, 1984 heirateten die beiden. Ab 1980 fanden sich Wagner und seine früheren Aktionsgruppen-Kollegen erneut zu einem literarischen Zirkel zusammen, dem Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreis, den Wagner 1983 aber anlässlich einer internen Querele wieder verließ. 1984 verlor er seine Anstellung bei der Karpatenrundschau, nachdem er sich schriftlich geweigert hatte, eine ideologisch für ihn nicht vertretbare Jubelreportage zum Nationalfeiertag zu verfassen. Wagner geriet erneut ins Visier des Geheimdienstes und stellte einen Ausreiseantrag, dem erst Ende 1986 stattgegeben wurde. Im Februar 1987 reiste er gemeinsam mit Herta Müller und deren Mutter aus. Nach einer Übergangszeit im Durchgangslager in Nürnberg ließen sich Wagner und Müller in Berlin nieder und bewohnten dort gemeinsam eine Wohnung im Bezirk Schöneberg. 1989 trennte sich Herta Müller von Wagner. Im Jahr 2003 wurde bei Wagner die Krankheit Parkinson diagnostiziert. 2012 erkrankte Wagner zudem an Krebs. Nach einer erfolgreichen Chemotherapie war die Parkinson-Krankheit so weit fortgeschritten, dass er seine Wohnung verlassen und in ein Seniorenwohnheim umziehen musste. 2013 übergab Wagner seine Lebens- und Werkdokumente in Form eines Vorlasses an das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) in München. Dort wurde der Vorlass von 2015 bis 2017 archiviert und ist seither öffentlich zugänglich. Ab Herbst 2017 lebte Wagner in einem Berliner Pflegeheim in Alt-Mariendorf. Er starb am 14.3.2023 in Berlin.

* 10. April 1952

† 14. März 2023

von Gerhardt Csejka und Christina Rossi

Preise

Preise: Literaturpreis des Verbandes der Kommunistischen Jugend Rumäniens (1973), für den Debütband „Klartext“; Lyrikpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes (1980) für den Gedichtband „Hotel California I“; Preis des Landrates der Pioniere (1981) für „Anna und die Uhren. Geschichten für Kinder“; Leonce-und-Lena-Sonderpreis für das beste politische Gedicht (1987); Förderpreis des Andreas-Gryphius-Preises der Künstlergilde (1988); Preis der Henning-Kaufmann-Stiftung (1989) (zusammen mit sieben anderen rumäniendeutschen Autoren); Villa-Massimo-Stipendium (1990/91); ndl-Literaturpreis (2000); Georg-Dehio-Buchpreis (2008); Donauschwäbischer Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg (2011); Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland (2014).

Essay

Bei seinen ersten öffentlichen Auftritten als Lyriker beeindruckte der junge Richard Wagner durch die äußerst bestimmte und souveräne Art, in der seine Sprache die poetischen Valenzen des Konkreten zu nutzen verstand. Es war damals, Ende der 1960er Jahre, in Rumänien immer noch die Zeit des langen Abschieds vom ‚sozialistischen Realismus‘; der Kampf um die Rehabilitation der ästhetischen Werte nach dem Gesinnungsterror Shdanow’scher Prägung war noch nicht wirklich zu Ende. Und im polemischen Überschwang geriet da über der Verteidigung der Poesie nicht selten der Realitätsbezug selbst in Gefahr (etwa durch die fatale Gleichsetzung Realität = Trivialität); der von klassenkämpferischen Dogmen befreite Geist nahm gleichsam ein kräftigendes, freilich etwas anachronistisches Bad im Absoluten; hochgestochene Stilisierungen waren an der Tagesordnung, das poetische Arsenal der vordem als dekadent verteufelten Moderne wurde intensiv auf seine aktuelle Brauchbarkeit geprüft, kurz: Die Kunst suchte ihr Heil in der Kunst, floh das ‚wirkliche Leben‘. Leitbildfunktion übernahmen demgemäß vor allem die Vertreter der hohen, möglichst reinen Poesie. Zu solchen metaphysisch-kultischen Akzenten des Zeitgeists verhielt sich das literarische Tun und Wollen Richard Wagners von Anfang an konträr.

Mit seinem ersten, 1973 verlegten Gedichtband „Klartext“ meldete der damals 21-Jährige zwar bereits deutlich genug seinen Widerspruch gegen das landesweit etablierte Paradigma lyrischen Ausdrucks an, doch blieb der programmatische Impetus vorerst weitgehend Theorie; die Gedichte des Bandes sind, gemessen am Anspruch, den der Titel verkündet, noch sehr unscharf. Immerhin kann man daran bereits die Zielrichtung ablesen, für die sich der Autor entschieden hatte: „in dieser wortreichen landschaft / daueraufenthalt nehmen / das unübersichtliche mit doppelsinnigen gebärden ins / blickfeld zwingen / den wirrwarr der erscheinungen / der allmacht geltender ordnung entziehen / in ausführlicher rede den vorgefundenen / zustand augenfällig machen // unser beitrage in dieser runde / ist vorsätzlich und zugehörig / einem neuen gesichtspunkt“. Dieses Wagner-Gedicht („Klartext 73“) kann, ohne dass die Dinge dadurch allzu sehr verkürzt würden, als das lyrisch verdichtete Programm der „Aktionsgruppe Banat“ gedeutet werden, sofern man berücksichtigt, dass dabei die künstlerische Entscheidungsfreiheit ihrer Mitglieder in keiner Weise eingeschränkt war. Sie waren sich darin einig, dass die Literatur als Möglichkeit genutzt werden sollte, ein Stück des verfassungsmäßig garantierten, jedoch vom Machtapparat unterdrückten demokratischen Mitspracherechts zurückzuerobern.

Der Prager Frühling, der Pariser Mai und die Entdeckung (in Büchern von Gramsci, Althusser, Ernst Fischer u.a.) eines Sozialismus, der „mehr war als nur das verzerrte Gesicht der Mächtigen“, wurden bestimmend für Wagners stark moralisch getöntes Engagement gegen den realexistierenden Sozialismus; 1972 trat er den „Langen Marsch durch die Institutionen“ an und wurde Mitglied der Rumänischen Kommunistischen Partei.

Er selbst kommentiert diese Phase seiner Biografie ironisch-bitter mit dem hintergründigen Satz: „Noch wollte ich die Gesellschaft verändern, aber schon schrieb ich meine ersten Gedichte.“ Die enge Nachbarschaft von Subversion und Ästhetik sorgte in den folgenden Jahren sowohl für Spannung in den Texten als auch immer wieder für Unruhe im Bereich des praktischen Lebens. Die Wechselwirkung Text-Leben / Leben-Text wäre am Beispiel dieses Autors gut zu veranschaulichen, wobei die Politik, das politische Denken und Wollen als vermittelndes Bindeglied fungieren könnte.

Zunächst lieferte Brechts offene, dialogische Gedichtform das Grundmodell für die Versuche Wagners und seiner Gefährten von der „Aktionsgruppe“, mittels Literatur ‚bewusstseinsweiternd‘ zu wirken. Von den Sprachkünstlern der Wiener Gruppe, aber auch anderen Größen der internationalen Literatur übernahmen sie eine avanciertere Technik des kritisch-artistischen Umgangs mit der Wirklichkeit. Zu Anfang, als die Begeisterung noch sehr groß und die Einsicht in die wahren Verhältnisse entsprechend gering war, unternahm die Gruppe sogar Ausfahrten in die Dörfer, gleichsam um die Texte im Härtesten auf ihre Funktionstüchtigkeit hin zu prüfen und den Dialog gegebenenfalls tatsächlich aufzunehmen. Das allerdings hätte den Schritt hinaus in die praktische Politik bedeutet, und dagegen stand mehr als nur die starre Haltung der Dorfbewohner, dagegen stand der Sicherheitsdienst.

Wagners zweiter Gedichtband, „die invasion der uhren“ (1977) markiert bereits eine andere Stufe der Entwicklung: Der Abschied von den Frühlingshoffnungen („bye kosmische zeiten“ heißt es im Titelgedicht) verbindet sich mit der Entscheidung für einen anderen Gedichttypus. Leicht angelehnt an den bundesdeutschen Trend der „Neuen Innerlichkeit“ (bzw. „Subjektivität“) untersucht der Autor nun in langen, nicht selten amorph anmutenden Texten seine Erfahrungen bzw. das Ausbleiben von reeller Erfahrung. Die Sprache ist in der Regel nüchtern diskursiv, eine gewisse poetische Aura entsteht da, wo sich die Biografie des Autors als Stoff gegen das Rollenschema behauptet, auf welches die Sprachgestik zugeschnitten ist. Da kommt ins altklug resignative Lamento des Analytikers ein erfrischend selbstironischer Ton hinein.

Als bezeichnend für diese noch weitgehend unselbständige Wagner-Lyrik (ein Buch wie eine Durchgangsstation) wäre immerhin hervorzuheben, dass man ihr den Charakter des „Arbeitsjournals“ deutlich anmerkt: Der junge Autor vergewissert sich schreibend seiner Mittel, der Welt und seiner selbst – in Form von locker strukturierten gedichtartigen Texten.

Viele der wichtigsten Motive, gedanklichen Kraftlinien und Problemkonfigurationen, die in Richard Wagners späteren Arbeiten bestimmende Bedeutung erlangten, finden sich hier allerdings bereits versammelt und lassen das Ensemble seiner Texte im Rückblick ungemein kohärent erscheinen. Die Irritationsmomente, auf die er im Laufe der Zeit

literarisch reagiert hat, sind im Wesentlichen die gleichen geblieben: auf der Politik-Ebene zunächst die Zumutungen der Diktatur, dann aber auch der „galoppierende“ Bankrott des linksutopischen Denkmodells, womit sich für einen Mann wie Wagner die Gefahr verband, plötzlich auch politisch heimatlos zu werden; literarisch produktiv wirkte in Wagners Fall vor allem der Ärger über die vielfachen Hindernisse beim Versuch, überhaupt Realität zu erfahren. Dass Sprache von den Dingen und Sachverhalten der Welt Bilder entwirft und damit zugleich die ‚wahren‘ Bilder verhindert, forderte den Autor immer wieder zu klarstellenden Manövern heraus. Dass die Literatur die Möglichkeit eröffnet, verändernd auf die eingefahrenen Wahrnehmungsmechanismen einzuwirken, wurde von Wagner und seinen Weggenossen durchaus im Benjamin’schen Sinne als deren revolutionäre Dimension empfunden.

Den prägnantesten Ausdruck solch revolutionär-pädagogischer Zuversicht stellen im Falle Richard Wagners seine beiden Gedichtbände „Hotel California“ I und II dar (1980 bzw. 1981), die gerade in ihren aggressiven Seiten so sehr auf die rumäniendeutsche Provinz ausgerichtet sind, dass nach dem Landwechsel des Autors nur noch sehr wenig davon im neuen Kontext die gleiche Wirkung zeigt.

Das ganze Konnotationssystem, das ein Autor im Verhältnis zu ‚seinem‘ Publikum durch die Jahre entwickelt, immer wieder getestet, ausgebaut und aktualisiert hat, wird mit dem Verlassen des betreffenden Publikums („Rezeptionszusammenhangs“) zum größten Teil hinfällig. Und damit verliert naturgemäß auch das literarische Werk selbst sehr viel an Virulenz und Bedeutung.

Diesen Bruch versuchte Richard Wagner in seinen Auswirkungen dadurch abzumildern, dass er für seine ersten im Westen erschienenen Bücher die in Rumänien erarbeitete „Literarizität“ weitgehend abbaute und die Aussagekraft des mehr oder weniger trockenen Faktischen noch mehr als sonst in Anspruch nahm. In understatement und in der Kunst der ‚sprechenden‘ Collagen hatte er sich ja auch vordem schon geübt, expressive Sachlichkeit gehörte immer schon zu seinen Stärken.

Von den beiden längeren Erzählungen, die seine Ausreise aus Rumänien beziehungsweise die Ankunft im Westen zum Thema haben – „Ausreiseantrag“ (1988), „Begrüßungsgeld“ (1989) –, wurde die erste zwar noch in Rumänien geschrieben, doch bereits ohne die Hoffnung, dass sie da auch veröffentlicht werden konnte; die schlichte Berichtform ist unzweifelhaft eine zielgerichtete Erzählstrategie, die auf die Einbeziehung des uneingeweihten Lesers ins künstlerische Kalkül hinweist. Die Folgeerzählung von der Begrüßung im Westen ist ähnlich veranlagt, zeigt sich aber sprachlich weitaus lebendiger, selbstsicherer und verrät dadurch zunehmende Vertrautheit mit der Sphäre literarischer Kommunikation in der Bundesrepublik. Keine dieser beiden autobiografischen Geschichten erreicht allerdings auch nur von ferne die Qualität der besten Kurzprosastücke in den Sammlungen „Der Anfang einer Geschichte“ (1980) und „Das Auge des Feuilletons“ (1984). Der darin praktizierte souverän spielerische, subtile Umgang mit dem komplizierten Beziehungsgeflecht von Text und Kontext, den Wagner auch schon in einigen Gedichten vorgeführt hatte, setzt den Insiderblick, also volles Beheimatetsein voraus.

Die etwas kokett als Roman bezeichnete Erzählung mit dem dunkel getönten Titel „Die Muren von Wien“ (1990) liegt unverkennbar auf der hier angedeu-

teten Linie der Neuorientierung: als Geschichte einer von Integrationsnöten belasteten und an ihrer Belastung scheiternden Zweierbeziehung zeigt der Roman manchmal eine gefährliche Neigung zur Romanze – eine Gefahr, der Wagner unter anderem dadurch begegnet, dass er sich ironisch augenzwinkernd auf das Spiel mit den traditionellen Vorgaben der Kolportage einlässt. (Benda, der Ingenieur und Ich-Erzähler, wird zugleich mit entsprechenden Denk- und Verhaltensmustern individualisiert: „Es ist merkwürdig, dachte er, Frauen geben ihre Männer immer dann auf, wenn sie sie endgültig besiegt haben. (...) Er dachte seit einiger Zeit mit Wollust Triviales.“ (S.26))

Im Ergebnis ist eine doppelgeschossige Prosa entstanden, die auf der unteren Textebene die spezifischen Erfahrungen des Autors eingängig verarbeitet, auf der darüberliegenden hingegen vom ewigen Hader des wildwuchernden Lebens mit dem trivialen Geschmack der regieführenden Götter handelt. Die Hauptgestalt verbreitet über weite Strecken das Fluidum jener wettergegerbten Kinohelden um sich (Wagner war ein begeisterter Kinogänger), die allein gegen den Rest der Welt stehen und mit sublimer Notwendigkeit scheitern; der Erzählton vibriert zuweilen tief melancholisch und gleichwohl betont unsentimental.

Die politischen Erschütterungen im Osten Europas, besonders der dubiose Szenenwechsel nach dem Tyrannensturz Ende 1989 in Rumänien forderten Richard Wagner nicht nur als ‚Experten‘ für östliche Verhältnisse und analytischen Interpreten postkommunistischer Befindlichkeiten, sondern brachten auch seine literarische Produktion wieder in Schwung. Zwar machte er den Epochenbruch fast ausschließlich in sachlich-untersuchender oder essayistischer Prosa zum unmittelbaren Gegenstand seines Schreibens, doch auf der schwierigen „Reise zu neuen Wörtern“, von der im Gedicht „5. 1. 1989“ (in: „Schwarze Kreide“, 1991) die Rede ist, mag dem selbst noch im Umbruch befindlichen Autor kaum Hilfreicheres begegnet sein, als der Ruck in der Weltgeschichte, der neue Perspektiven eröffnete. Noch im erwähnten Gedicht Anfang des Jahres 1989 führt die Selbstbefragung zu dem nüchternen Befund: „Ich stehe in / meinem verspiegelten Ich / und rede.“ Eine Situation, die Wagner gewiss nicht im Ton zynischer Behaglichkeit notiert, vielmehr fällt ein dramatischer Unterton auf, der in anderen Gedichten des Bandes „Schwarze Kreide“ eine fast schon melodramatische Akzentuierung erfährt (etwa wenn er das „Normale vergangen“ sieht und sich unter diesen Umständen die wenig hoffnungsfrohe Verhaltensregel auferlegt: „Wörter klauen und / reden. Bis es / vorbei ist.“) „Schwarze Kreide“ macht das Ausmaß der Verstörung deutlich, den Sinnverlust – und auch das Erschrecken über den Sinnverlust – als Folge des Herausgefallenseins aus der vertrauten Zeit und Welt.

Poetisch erbringt die Krisenerfahrung eine bei Wagner bis dahin seltene Unmittelbarkeit des lyrischen Ausdrucks, mehr Mut zu privaten Tönen, zu verhaltenen ‚Befindlichkeits‘-Klagen, wenngleich zwischendurch immer auch Selbstironie und Unbehagen an dergleichen Exhibitionismus anklingen („Die fünfziger Jahre sind dran, / second hand. // Gefühle. / Du ahmst sie nach. / Du stellst dich aus. / Toll, sagen sie.“).

Im nächsten Gedichtband „Heiße Maroni“ (1993) setzt Wagner diese Linie der lyrischen Selbstvergewisserung mit großer Entschiedenheit fort – und mit einer Konzentration der Mittel, die erkennen lässt, dass die ästhetische Position nun erneut gefestigt und die Souveränität wiederhergestellt ist. Die sichere Grundlage für Wagners poetische Arbeit bleibt die alte Stärke: die Dinge des realen Lebens (und wie sie sich in Szene setzen) möglichst behutsam in Momentaufnahmen festzuhalten, sodass sie ihre verblüffende, wunderliche oder irritierende Undurchdringlichkeit bewahren und trotzdem eine klare Sprache sprechen („Die Dinge sind einzeln. / Die Bedeutung steht neben dem Wort / und grinst“), sein Sinn für das Einmalig-Individuelle des Augenblicks. Was hinzukommt, zeugt teils von einer freieren Entfaltung des Spielwitzes, teils von ernsthafter Reflexion des Verhältnisses von Realität und Literatur.

Der Bankrott des Kommunismus ist ihm Anlass zu radikalen und weitreichenden Konsequenzen über die politische Standortbestimmung hinaus, wie er sie unter anderem in dem Essay „Für eine Linke ohne Sozialismus“ (in: „Mythendämmerung“, 1993) unternimmt – dies zugleich eine besondere Sprechübung, ein, freilich folgenloser, Versuch, seine spezifische Erfahrung mit linker Ideologie in ein produktives Streitgespräch unter Intellektuellenkollegen einzubringen: *En passant* spricht er da sehr dringlich etwa von der „Unauflösbarkeit der Welt in einem Weltbild“, so als hätten die Zeitläufte dies nun erst als unverrückbaren Tatbestand enthüllt. Und wenn er in der Folge gegen die Utopie wettet, ist klar, dass es nicht nur um den Traum von der klassenlosen Gesellschaft geht, sondern schlechthin um das verführerische Denken in Utopien, das auch die Kunst verdirbt.

Grundsätzliche Überlegungen dieser Art erleichterten Wagner möglicherweise die Entscheidung, seine Kürzestgeschichten, neuere wie ältere, in einer Auswahl vorzulegen; dies mag ihm in der Zeit des tastenden Erprobens neuer Gedicht- und Kleinprosaformen, die zugleich auch die Zeit der politischen Essays war, als Bewährungsprobe erschienen sein: Würde die schwierige, oft in extremer, bis an die Grenze des Nonsens gehender Reduktion gearbeitete Textstruktur, die den Bedingungen der „geschlossenen“, totalitären Gesellschaft entsprach (und sei's als Provokation), auch in der „offenen“, freien Welt funktionieren? Der Prosaband „Der Himmel von New York im Museum von Amsterdam“ (1992) wurde als Dokument einer „universellen Heimatlosigkeit“ (Martin Lüdke) wahrgenommen; er markiert jedenfalls sehr genau, genauer noch als die Gedichtbände, den Standort des Autors *zwischen* den Zeiten und Welten.

Neue Wege ging Richard Wagner dann definitiv während seines Rom-Jahres, mit „Giancarlo Koffer“ (1993). Es gibt in dieser Mosaiksteinchenprosa außer dem Ich-Erzähler, der wie der Autor selbst für einige Zeit in Rom Aufenthalt nimmt, mehrere voneinander unabhängige Personen, deren Geschichten erzählt werden; symbolischer Fluchtpunkt aber und Mittelpunkt jenseits aller Geschichten ist die „kühle Stelle“ einer Haltestange im überfüllten Bus, nach der der Ich-Erzähler instinktiv sucht – ein suggestives Bild für die offene Frage nach dem Thema. Das ouvertürenhafte erste (der insgesamt sechs) Kapitel heißt „Der Flaneur“: ein Topos in der Tradition der Moderne, den sich Wagner bisweilen ausleiht, um den prekären Grund seiner Autorenexistenz kenntlich zu machen. Was immer sein Erzähler in Rom beobachtet, entdeckt und notiert, es wirft ihn stets auf sich selbst zurück, auf seinen Status als Zaungast: „Ich

gehe und stehe und schaue und schweige. Mein Leben dreht sich wie um sich selbst.“

Einmal beobachtet der Ich-Erzähler einen versuchten Taschendiebstahl, und ihn beschäftigt das unbeeindruckte Verhalten der Opfer, zweier Verliebter: „Das Geschehene ist für die Verliebten kein Thema. Die Zigeunerinnen sind die Außenwelt, die an ihre Liebe nicht rührt.“ Des Erzählers eigene Beziehungslosigkeit zur Außenwelt hat damit ein Bild gefunden, und dieses gilt solange, bis er im Radio hört, was der Rumänin Dana Petran während und nach der „Revolution“ von 1989 widerfuhr. Er schreibt Danas Geschichte auf, als hätte er selbst sie erlebt, unterfüttert sie nicht nur mit eigenen Erinnerungen an Securitate-Erlebnisse, sondern auch noch mit der Auswanderungsgeschichte seines Freundes Jakob, die gleichzeitig die Geschichte einer verlorenen Kindheit und einer durch die Umstände zerstörten Liebesbeziehung ist. Die rumänische Gesellschaft im Hintergrund nimmt Konturen an: ein düsteres Emblem der Hoffnungslosigkeit. Dana war, um der Revolution zu dienen, Polizistin geworden und landet schließlich doch, ähnlich wie andere Enttäuschte und Frustrierte, im Westen; das ist der Punkt, an dem der Erzähler bezeichnenderweise die Lust an ihrer Geschichte verliert, er erzählt Clarissa, seiner italienischen Freundin/Zuhörerin stattdessen die Story von Giancarlo, die mit den anderen scheinbar nicht das Geringste zu tun hat. Oder doch? Giancarlo, der Bahnreisenden ihr Gepäck klaut, legt aus unerfindlichen Gründen einen der gestohlenen Koffer ungeöffnet wieder in ein Abteil des in Mailand haltenden Eurocity. Dass Giancarlo offenbar Ähnlichkeit mit dem Autor hat, wird unmissverständlich erst ganz am Ende deutlich, als er diesem bei der Rückfahrt von Rom nach Berlin (im Eurocity, versteht sich) aus dem Spiegel entgegenblickt.

Lässig und leicht wirkt diese Prosa, in der Wagner drei, vier unterschiedliche Narrationstypen und Erzählstrategien miteinander kombiniert und gegeneinander absetzt: Der unverkennbar allegorische Drall, den die Giancarlo-Story dadurch erfährt, dass sie die Klammer schließt, die eingangs mit dem Flaneur eröffnet wurde, steht im Kontrast zur Dana-Geschichte, mit der der (totgesagte) auktoriale Erzähler noch einmal eine wahre Begebenheit realistisch so ausgestalten darf, dass sie zur Projektionsfläche für sein Weltbild wird. Daneben steht ein satirisches Glanzstück: die modellhafte Rekonstruktion eines Überwachungsfalls in der Universitätsbibliothek, als Erlebnisbericht des damals ahnungslosen Securitate-Opfers. Und zwischen alledem finden sich die kleinen römischen Episoden, die der wahrnehmungsgestörte Flaneur notiert, extrem in der Ausschnitt-Technik und den Zoom-Effekten, sodass die Haltlosigkeit des fremden Blicks hochgespielt und zwingend zur perspektivischen Irritation genutzt wird.

Kühle Distanz und abstrakte Modellhaftigkeit hingegen bestimmen die Geschichten, die Wagner zu dem Band „Der Mann, der Erdrutsche sammelte“ (1994) vereint: Außer dem Protagonisten der Titelgeschichte gibt es darin eine Reihe anderer Personen, die ähnlich Charakteristisches in gleichermaßen systematischer Weise tun. Der Reiz dieses Musters, das Wagner hier monomanisch durchspielt, liegt für ihn offensichtlich in den fast grenzenlosen Möglichkeiten, die es bietet. Bei aller fabel- oder parabelhaften Tendenz und trotz der vorgeblich abstrakt-allgemeinen Sicht auf die Dinge des Lebens liefert der Autor natürlich keine Sammlung von Fallbeispielen menschlicher Skurrilität, sondern Bilder des Kläglichen, Unsäglichen, der konstant absurden

Nichtigkeiten, die den Menschen eigen sind. Einen Höhepunkt findet die Hoffnungslosigkeit in der Geschichte „Die Bibliothek“, worin es heißt: „Es ist alles getan und nichts geworden. (...) Wir lesen umsonst. Wir bezahlen mit dem Leben, sagt jemand, aber er ist schon betrunken. Wer weiß, was er sagt. Wer weiß schon, was er sagt.“

Bedeutsam mit Blick auf Richard Wagners weitere literarische Arbeit muten auch einige andere Texte an (deren Formgestaltung übrigens sehr divers ist), wie etwa jener über die zunehmenden Selbstmorde in Slowenien; da steht am Schluss die sachliche Anmerkung: „Ich lese das alles im September 1992 in der College-Bibliothek in Oberlin/Ohio, und *es ist so weit weg von der Realität wie eine Geschichte. Ich schreibe sie auf.*“ (Hervorhebung G.Cs.)

Zu den Grundtatsachen im gesamten Werk Richard Wagners gehört der – echte oder vermeintliche – Zwiespalt, der bis in seine avantgardistisch geprägten Anfänge zurückreicht: dass er der Wirklichkeit mit seinen Texten stets unverdrossen auf den Leib rückte und doch kein Realist sein wollte; und dass er bei allem Kunstanspruch umgekehrt nie den Rückbezug zur Realität aus den Augen verlor. Dabei gab im Grunde von Anfang an sein Leben, seine Biografie den Stoff her, den er verarbeitete. Er versuchte nie, ‚objektive‘ Gestalten in bunter Fülle zu erfinden, um gesellschaftliche Ereignisse in epischer Breite auszumalen, sondern blieb stets im Bereich der eigenen Erfahrung und Beobachtung. Wagners Umgang mit den alltäglichen Fakten seines Lebens und mit den Linien und Mustern seiner Biografie zielt darauf ab, die Zeichenhaftigkeit alles Faktischen und die abgestufte Dunkelheit allen Sinns zur Entfaltung zu bringen. So entsteht eine reizvoll dialektische Spielordnung, die *als solche* (und nicht durch die zitierten Fakten) auf die reale Welt zurückverweist und den Leser ‚interaktiv‘ einbindet. Die Protagonisten der Romane „In der Hand der Frauen“ (1995), „Lisas geheimes Buch“ (1996) und „Im Grunde sind wir alle Sieger“ (1998) sind zwar noch immer Spiegelbilder des Autors, doch sind sie es eher gebrochen, in der Art Giancarlo.

Das betonte Bewusstsein der „Ich-Verspiegelung“ wirkt sich nicht nur vorteilhaft aus, denn es weckt etwas zu häufig das Bedürfnis im Autor, dem Leser die Uneigentlichkeit des Sprechens, den Vorrang des Sprachlichen vor der Information zu erläutern („Ich benahm mich wie ein Achtzigerjahre-Deutscher“, „Ich war beinahe ein Tourist“); im Allgemeinen hält sich der Erklärungsdrang aber in Grenzen, und grundsätzlich weiß Wagner sehr wohl literarische Vorteile daraus zu ziehen, dass er nicht Wirklichkeit, sondern eingefahrene Wahrnehmungsweisen kritisch vorführt.

Selbst die eigene Anpassung an aktuelle Sprachpraktiken wird ironisch reflektiert, und das Erzähler-Ich wird lebendiger und plastischer als die ‚objektiven‘ *Alter-ego*-Typen von einst. Dadurch, dass die drei Romane eine Art Trilogie bilden, in deren Zentrum jeweils die Erzählerfigur rückt, wächst dieser ein so scharfes symbolisches Profil zu, dass ihre Individualisierung von Buch zu Buch kaum ins Gewicht fällt. In „In der Hand der Frauen“ sucht ein von seiner Frau verlassener Mann neuen Grund für die plötzlich gerissene emotional-erotische Verankerung und gerät in ein Netz differenzierter Beziehungen, das ihn zwar auffängt, aber nicht wirklich hält. In „Lisas geheimes Buch“ lernt der Journalist Franck, der ähnliche Beziehungsprobleme hat, bei Recherchen zur „Prostitution nach der Vereinigung“ Lisa kennen, und

je länger er sich mit ihr und ihrer Geschichte befasst, um so mehr wird klar, dass er gerade zu ihr, die bewusst und radikal den Weg von der DDR-Kleinbürgerfrau zur selbständig arbeitenden Prostituierten gegangen ist, eine Bindung mit größerem Tiefgang entwickeln könnte – wenn er nicht genau wüsste, dass dies (auch aus ihrer Sicht) nicht in Frage kommt. In „Im Grunde sind wir alle Sieger“ schließlich steht das nun vollends verwestlichte *Alter ego* des Autors, der Flaneur André, zwischen zwei Frauen, die für ihn die Alternative zwischen Liebe und Sex bzw. klassischer Bindung und freiem Partnermarkt darstellen. Die Dynamik der Konstellation fordert unverkennbar eine kathartische Lösung für das Dilemma, die aber kann natürlich nur jenseits solch schlichter Entweder-Oder-Kategorien liegen, der dritte Weg führt zwangsläufig auf eine andere Ebene: in die Realität zurück.

Der Roman „Lisas geheimes Buch“ (1996) schildert die Wandlung einer DDR-bürgerlich geprägten, verheirateten Frau und Mutter mehrerer Kinder zur Prostituierten. Dem Journalisten Franck, der diese Prostituierte namens Lisa bezahlt, damit sie ihm „ihre Geschichte“ erzählt, enthüllt sie zahlreiche Details aus ihrem Lebens- und Berufsalltag. Lisa, die freiwillig den Weg in das Gewerbe gewählt hat, präsentiert eine andere Sichtweise als die des erwartbaren Klischees: Prostitution ist für sie nichts Anstößiges, und eine Prostituierte keineswegs abhängig und unterlegen, sondern im Gegenteil in einer selbstbestimmten, dominanten Position. Sie reflektiert ihren Beruf als seriöses Gewerbe, um Geld zu verdienen, aber auch als Selbsterfahrung. Immer wieder thematisiert sie in ihrer Erzählung indirekt Machtstrukturen: solche des Geldes, solche der körperlichen Macht der Männer über die Frauen, solche, die aus Rivalitäten unter Kolleginnen entstehen und solche, die aus intimen Kenntnissen über Kunden resultieren. Um Macht geht es aber auch in der Rahmenhandlung, nämlich im Verhältnis zwischen Lisa und Franck. Lisa besitzt in ihrer Erzählerrolle die Deutungshoheit über die eigene Geschichte, und die Möglichkeit, mit der eigenen Stimme zu sprechen und gehört zu werden. Franck gesteht Lisa all dies zunächst zu – so scheint es. Bald aber beginnt er, sie, ihre Auskünfte und ihre Wertungen infrage zu stellen und versucht, sie subtil zu manipulieren. Er schwingt sich zum wahren „Erzähler“ des Buches auf, das doch dem Titel nach Lisas ist. Geschickt verschränkt der Roman verschiedene Perspektiven von Über- und Unterordnung, von Machtgefügen und Positionen in sozialen, gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, und verflechtet diese Dynamik mit dem Erzählprozess. Der Roman wurde von der Kritik dennoch weitgehend als beschönigende Milieustudie verrissen und kaum in anderen, etwa den hier angedeuteten Kontexten gelesen.

Der 2000 erschienene Gedichtband „Mit Madonna in der Stadt“ versammelt erneut überwiegend sprach- und kulturkritische Gedichte. In der thematischen Gesamtschau aller Texte des Bandes zeigt sich dabei eine Kontinuität zu früheren Gedichten, in Form und poetischer Verdichtung jedoch eine Weiterentwicklung, denn formal ist der Band an vergleichsweise kürzeren, in Strophen organisierten Gedichten interessiert. Wagner nimmt ansonsten zunehmend das ‚große Ganze‘ in den Blick: Beobachtungen und Konflikte, die stereotype Denk-, Sprech- oder Verhaltensweisen demaskieren, konturieren den Band inhaltlich und transformieren schlaglichtartig Individuelles ins Kollektive. Die gesellschaftliche Relevanz der Beobachtungen des lyrischen Ichs generiert sich aus deren Bedeutung für den Einzelnen – sie ist aber häufig nur subtil und in poetisch verdichteten Schlusssentenzen auszumachen.

2001 gab Wagner den Band „Ich hatte ein bisschen Kraft drüber“ heraus, der sich dem schriftstellerischen Werk Birgit Vanderbekes widmet. Mit ihr verband Wagner eine persönliche Freundschaft, und er übernahm die Aufgabe der Herausgabe zahlreicher Kritiken und Essays verschiedener namhafter Literaturwissenschaftler und Rezensenten, fügte dem Band aber auch unveröffentlichte Texte Vanderbekes sowie Laudationes und Gespräche hinzu.

„Miss Bukarest“, ebenfalls 2001 publiziert, distanziert sich thematisch deutlich von den drei Berlin-Romanen der 1990er Jahre. Er führt in ein rumänisches Milieu zwischen Berlin und Bukarest. Der Erzähler Dinu – ein Rumäne – ist in Berlin als Privatdetektiv tätig, in Rumänien war er Mitarbeiter des Geheimdienstes Securitate. Er erfährt von dem Tod seiner früheren Geliebten Erika, und beginnt, diesen „Fall“ im eigenen Interesse aufzuklären. Dinu verwickelt sich in Gespräche und Erinnerungen, die immer wieder verdeckte und versteckte Wissensinhalte zu Tage fördern – so setzt der Roman erzählstrategisch um, was auch auf beiden inhaltlichen Ebenen sein Thema zu sein scheint: Wissen über andere zu erlangen, zu verwenden und zu funktionalisieren. Wie schon in „Lisas geheimes Buch“ geht es hier zudem wieder um subtile Zusammenhänge von Überlegenheit und Macht – nicht nur, aber auch zwischen Mann und Frau. Das Buch ist zugleich ein gewagter politischer Tabubruch, da es aus der Sicht eines ehemaligen Securitate-Mitarbeiters geschrieben ist. Als Erzähler wird dieser Securitate-Mitarbeiter dann aber zum Verbündeten des Lesers: Die Erzählerfigur suggeriert zunächst grundsätzlich Vertrauenswürdigkeit, und Wagner spielt damit, indem er die moralische Integrität seines Ich-Erzählers schon bald ins Zwielficht rückt. Als erzähltheoretisches Konstrukt ist dieses Verfahren, das eine Spielart des unzuverlässigen Erzählens darstellt, sehr geeignet, die Brüchigkeit und die Unzuverlässigkeit menschlicher Beziehungen, aber auch die Manipulierbarkeit und die Manipulation eines Menschen trotz großer persönlicher Nähe entgegen aller Erwartungen zu thematisieren, weil es den Leser in seiner Beziehung zu seinem Erzähler spiegelt und damit dessen Emotionen und Empathie im Leseprozess instrumentalisiert. Der Roman appelliert implizit auch an die Art und Weise der Auseinandersetzung mit dem rumänischen Geheimdienst und ähnlichen manipulativen Systemen: eine klare Differenzierung in Opfer- und Täterseite ist, so zeigt es jedenfalls die Geschichte Wagners, häufig schlichtweg nicht möglich. Vermeintlich souveräne Bewertungen aus der Rückschau, ja sogar eine subjektiv empfundene Überlegenheit auf Seiten des Lesers in der Rolle des außenstehenden Beobachters, werden als überhebliche Selbsttäuschungen demaskiert.

Wagner hatte zu dem Zeitpunkt, als er diesen Roman schrieb, noch keine Kenntnis über seine eigene Securitate-Akte im Archiv der CNSAS in Bukarest, in die er erst im Jahr 2008 Einsicht nehmen konnte. In der Folgezeit bemühte er sich gemeinsam mit einigen rumäniendeutschen Schriftstellerkollegen um die Rekonstruktion der Verstrickungen seiner Landsleute, häufig auch früherer Freunde und Kollegen, in den Geheimdienst. Er setzte sich gegen die öffentliche Verharmlosung der früheren IM-Tätigkeit etwa der Literaturwissenschaftler und Historiker Andrea Corbea-Hoisie und Sorin Antohi ein. Gemeinsam mit Herta Müller und anderen Schriftstellerkollegen legte er die Decknamen einiger Spitzel, die in seiner Securitate-Akte und in den Akten weiterer betroffener Schriftsteller auftauchten, samt deren Klarnamen offen – etwa Horst Fassel, Peter Grosz, Franz Thomas Schleich und Hans Mokka – und führte teils öffentlich und medial dokumentierte Diskussionen um die

Richtigkeit seiner Enthüllungen. Mit Claus Stephani lieferte sich Wagner aus diesem Grund einen langen Rechtsstreit.

Zwischen Wagner und Herta Müller kam es anlässlich dieser Diskussionen um die Enttarnung von Spitzeln schließlich aufgrund unter anderem Wagners Haltung nach der posthumen Enttarnung Oskar Pastiors als IM der Securitate zum endgültigen Bruch. Herta Müller setzte sich für eine differenzierte Betrachtung des Falles um ihren Freund Pastior ein, der wohl selbst zur Securitate-Mitarbeit erpresst worden war und niemandem geschadet habe, so Müller. Wagner hingegen stellte öffentlich das Werk Pastiors und die Aufrechterhaltung der Oskar-Pastior-Stiftung samt des Oskar-Pastior-Preises infrage. Klare Opfer-Täter-Konstellationen, so erwies die Realität rund zehn Jahre nach Wagners genau dieses Thema differenziert vorwegnehmendem Roman, waren in den Verstrickungen um Ex-Securitate-Spitzel, und so auch im Falle Pastiors, häufig nicht konstruierbar und überdies aus der Rückschau und angesichts der Vielzahl der Einzelfälle und persönlichen Umstände auch nicht adäquat.

Mit „Miss Bukarest“ war Wagner zum Berliner Aufbau Verlag gewechselt. War Wagner zwar ein Autor, der seine Bücher selbst konzipierte und keine allzu großen Korrekturen durch Lektoren zuließ, so war es dennoch sicherlich auch seinem dortigen Lektor Gunnar Cynybulk zu verdanken, dass Wagner in den Jahren der Zusammenarbeit seine beiden wohl wichtigsten und erfolgreichsten Romane schrieb – „Miss Bukarest“ und „Habseligkeiten“. In beiden wand sich Wagner wieder verstärkt seinem Heimatland Rumänien zu.

In „Habseligkeiten“ (2003) stellt Rumänien den Ausgangspunkt einer Reise des Erzählers durch seine eigene Erinnerung und sein eigenes Leben dar, in dem er am Ende des Romans regelrecht neu ankommt: Der Bauingenieur Werner Zillich fährt anlässlich der Beerdigung seines Vaters ins Banat, seine Heimatregion. In seiner entlang der Reise geführten Reflexion verschränken sich Wegmarken europäischer Geschichte mit der eigenen Familienchronik. Auch der frisch verstorbene Vater schreibt an dieser Erinnerungsgeschichte mit, indem Zillich einer jungen Prostituierten, die er im Auto mit in den Westen nimmt und die später seine Lebensgefährtin wird, in Wien von der Deportation des Vaters ins sowjetische Arbeitslager erzählt. Bemerkenswerterweise basiert diese Passage tatsächlich auf den handschriftlichen Aufzeichnungen des Vaters von Richard Wagner, der jahrelang deportiert gewesen war, und die Wagner für den Roman ausgewertet und in Teilen einbezogen hat.

Der Roman thematisiert neben seiner historischen Relevanz vor allem Möglichkeiten und Varianten des Umgangs mit der eigenen Erinnerung und der Lebensführung. Das Arrangement in und mit seiner Lebenswelt und seiner Vergangenheit mündet nach dem mühsamen Weg Zillichs in eine aktive Gestaltung der Gegenwart, die sich ihrer Vergangenheit bewusst ist, aber sich von ihr nicht beherrschen lässt. Zillichs Weg durch den Roman gleicht einer befreienden, dynamischen Reflexion der eigenen vielfach geprägten Identität und mündet, für Wagners Romane unüblich und vielleicht mit einem Augenzwinkern versehen, in einem „romantischen Happy End“.

„Der leere Himmel“, eine dem Balkan gewidmete Essaysammlung, erschien 2003 und bildet die typische Essayistik Wagners ab, die bei Kritikern und Lesern stark polarisiert: Seine Analysen sind häufig mit sprachspielerisch

aufgeladenen Klischees und Anekdoten angereichert, die Wagner zwar nicht unreflektiert übernimmt, die aber die eigenen Äußerungen bisweilen waghalsig und wenig fundiert erscheinen lassen. Wagner erweist sich dennoch als weitläufiger Kenner und präziser Beobachter der west-ost-europäischen Geschichte und Gesellschaft, der im Schreiben weder Tabus ausspart noch gängige Denkmuster übernimmt.

Jahrelang publizierte Wagner parallel zu seinen literarischen Werken tagesaktuelle politische Essays in verschiedenen Zeitungen, und war vielfach zu Veranstaltungen, Vorträgen und Seminaren als Redner zu politischen und gesellschaftlichen Themen eingeladen. In der 2006 veröffentlichten Essaysammlung „Der deutsche Horizont“ widmet sich Wagner thematisch dann dem Westen. Der Untertitel des Buches – „Vom Schicksal eines guten Landes“ – erweist sich dabei als vielsagend: Wagner konstatiert einen vermeintlichen Kultur- und Werteverfall, der in seinen Augen mit Visions- und Identitätsverlust einhergehe und von der Generation der 1968er ausgelöst worden sei. Vielschichtiger Erklärungsmuster ließe Wagner beiseite und gehe in seinem, wie Rezensenten schreiben, Ressentiment ein wenig zu weit: Die Kritiker der großen Tageszeitungen können dem Band nicht viel abgewinnen, halten ihn für zu wenig differenziert, ja sogar reaktionär und holzschnittartig.

Im Roman „Das reiche Mädchen“ (2007) thematisiert Wagner den Mord an der Berliner Ethnologin Katrin Reemtsma, zu dem er umfassend recherchierte. Die Romanfigur Bille Sundermann engagiert sich für Asylbewerber und stammt aus einer reichen Industriellenfamilie, die im Zweiten Weltkrieg Roma-Zwangsarbeiter eingesetzt hat. Sie heiratet den Asylanten Dejan und bekommt ein Kind von ihm. Als ein Streit zwischen Bille und Dejan eskaliert, ermordet dieser seine Frau. Wagner selbst sprach später davon, dass er mit diesem Roman auch das Klischee des Multi-Kulti-Konzepts angreifen wollte, das eben häufig schlichtweg nicht so funktioniert, wie manche sich das vorstellten.

Gerahmt ist die Binnenhandlung des Romans vom Gespräch einer Filmemacherin mit ihrem Recherchepartner. Beide versuchen sich ein Bild von Bille Sundermann, von ihrer Beziehung zu Dejan und von den Motiven und Abläufen des Mordes zu machen. Und genau dies – sich ein Bild von jemandem zu machen – ist ein zentrales Thema des Romans, das in der Rahmen- wie in der Binnenhandlung verfolgt wird. In der Binnenhandlung ist es Bille, die ihre familiäre Schuld und zugleich ihre „ethnologische Kompetenz“ auf die Asylbewerber, mit denen sie arbeitet, projiziert. Zugleich repräsentieren die Filmemacherin und ihr Gesprächspartner die Öffentlichkeit, die sich von außen ein Bild über die bekannte Ethnologin, ihre Beziehung und vor allem deren tragisches Ende zu machen sucht. Dies geht jeweils zwangsläufig mit der Einnahme von Deutungshoheit einher, die das Erzählen einer Geschichte – gleich ob als wahrer, vermeintlich wahrer oder rein fiktiver – mit Machtdiskursen verknüpft und offenkundig der Willkür des jeweiligen Erzählers aussetzt. Der Roman reflektiert zugleich über Mechanismen und Konsequenzen von Fremdbestimmung, und er deutet dann auch auf inhaltlicher Ebene an, dass genau darin der Grund an Dejans Mord gelegen haben mag: im Wunsch, sich die eigene Selbstbestimmtheit, die eigene Macht und Freiheit über sich selbst, zurückzuholen.

Ebenfalls 2007 erschien mit „Federball“ ein schmaler Band überwiegend kurzer und konziser Gedichte, die eine ungeheuer dichte und poetische Phase

in Wagners Lyrikwerk repräsentieren. Viele der Gedichte zerfallen sichtbar ins Fragmenthafte und bauen Spannung gerade zu ihrer letzten Zeile hin auf. Dabei geht es wiederkehrend um perspektivische Positionen, um Räume und Blickwinkel, die eingenommen und getauscht werden. Stabile Anordnungen und fixe Raumaufteilungen – bis hin zum Raum des eigenen Körpers – werden thematisiert und regen Reflexionen auch über Positionen im eigenen Leben und Denken an. Die in einem Gedicht formulierte Frage „An welchem Ort bin ich?“ steht dafür sinnbildlich. Den Gedichten ist in der Rückschau schon eine zunehmende Selbstschau des lyrischen Ich immanent, die sich sowohl auf die eigene Erinnerung und Vergangenheit als auch auf den eigenen Körper und das eigene Schreiben des lyrischen Ich zu beziehen scheint, wie etwa im Gedicht „Die Reiter“: „(...) Die Reiter waren schwarz / schwärzer noch als die Nacht / und ich fragte mich: / Wie soll das bloß weiter gehen / mit diesem Gedicht.“ Insgesamt durchdringt den Band eine melancholische Atmosphäre; zeitkritische Beobachtungen sind seltener und subtiler.

In seinem 2008 publizierten Essay „Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte“ räsontiert Wagner über die in seinen Augen grundlegend infrage stehenden Wertfundamente des Westens. Er formuliert dies in seinem Buch so: „Die kulturelle Charta der heutigen europäischen Gesellschaft ist durch drei Faktoren gefährdet: die achtundsechziger Ideologie, die die Europäer in die Selbstbeziehung getrieben hat, so dass sie nicht mehr bereit sind, das eigene zu verteidigen, die Erlebnisgesellschaft, die alles, auch die größten Gefahren, als Spiel erscheinen lässt, und die islamische Einwanderung, die an den Grundlagen der Aufklärung und des Fortschritts rüttelt.“ Auch hinsichtlich dieses Essaybandes bleiben die Rezensenten verhalten und kritisch, werfen Wagner Polemik vor, erkennen aber dessen profunde Kenntnis der westlichen Kultur und Geschichte an, die er in seine Argumentation einbezieht. Wagner, der schon als junger Lyriker für die Vehemenz bekannt war, mit der er seine Standpunkte vertrat, und in Debatten stets die Wortführung beanspruchte, ist in seinen späten Essaybänden unverkennbar noch derselbe. Zugleich sieht er sich selbst als einen der wenigen deutschen Vertreter des Essayismus, wie er in anderen Ländern, etwa Frankreich oder auch den USA gepflegt wird: Dieser ist keineswegs der sachlichen und vollständigen Abbildung von Fakt und Realität gewidmet, sondern gerade dem subjektiven Eintreten für andere, latent gewagtere Sichtweisen und dem durchaus auch literarisch artikulierten Argument.

2010 erschien unter der Herausgabe des damaligen Leiters des Berliner Literaturhauses und ehemaligen Aktionsgruppen-Weggefährten Wagners, Ernest Wichner, mit „Linienflug“ ein weiterer Lyrikband. In den nur 27 Gedichten dieses Bandes setzt sich der Eindruck der fragmentarischen Zergliederung fort, der schon die vorangehenden Bände teilweise prägte. Und wie auch zuvor schon gibt es hier Gedichte, die Stadtbilder, Konsumverhalten, alltägliche Automatismen und Konventionen aufgreifen – und solche, die ein ganzes Leben überblicken und einen melancholischeren, erinnernden Tonfall pflegen. Der Duktus der Gedichte scheint mit den Jahren zunehmend ein distanzierterer, unpersönlicherer zu werden. Die Gedichte entwickeln auch hier immer häufiger – so wie das bei Wagner aber schon früher oft der Fall war – ihre Pointe zum Schluss hin, wobei sie sich zugleich verdichten.

Für den Roman „Belüge mich“ (2011) hat Wagner erneut ein rumänisches Milieu als Schauplatz eines kriminalistisch anmutenden Stoffes gewählt: eine

junge rumäniendeutsche Journalistin wird nach Bukarest geschickt, um dort eine Frauenzeitschrift für ihren Verlag zu gründen. Die Protagonistin verstrickt sich dabei in die Vergangenheit ihrer eigenen Familie und in die rumänische Geschichte – erneut spielen Exegesen der Mentalität ehemaliger Geheimdienstmitarbeiter, Securitate-Akten, zwielichtige Milieus und die Idee der sich dynamisch im Lichte der Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit verändernden Identität eine Rolle. Innovativ für Wagner ist der Roman vor allem durch seine weibliche Hauptfigur, in deren Inneres tief und authentisch eingetaucht wird, aber auch durch seine Dialoglastigkeit und seinen vergleichsweise komplexen und spannungsreichen Plot. Ein Publikumserfolg wurde dieser Roman jedoch nicht, anders als etwa „Habseligkeiten“ – was man durchaus auch verlegerischen Entscheidungen anlasten mag. Genau, wie es auch für „Das reiche Mädchen“ gilt, (nicht hingegen gerade für den erfolgreichen Roman „Habseligkeiten“), könnten die dem Inhalt der Bücher in keiner Weise entsprechende farbliche und fotografische Covergestaltung (die Farben schwarz und pink dominieren, laszive Bilder mit viel weiblicher Haut wurden ausgewählt, auch die Titel sind weiblich semantisiert) und die sogar thematisch irreführende Formulierung der Texte auf den Buchrücken ein Lesepublikum angesprochen haben, das von den Inhalten der Bücher dann zwangsläufig enttäuscht gewesen sein muss. Umgekehrt haben Leser, die diese Bücher womöglich mit Interesse gelesen hätten, ihnen im Buchladen möglicherweise keine Beachtung geschenkt.

2011 erschien auch „Die deutsche Seele“. Gemeinsam mit Thea Dorn publizierte Wagner dieses umfangreiche, aus zahlreichen kurzen Essays – mal von Dorn, mal von Wagner verfasst – bestehende Buch, dessen Erfolg sich schon abzeichnete, als es sehr bald auf die Spiegel-Bestsellerliste kletterte. Innerhalb weniger Jahre verkaufte es sich über 100 000 Mal und wurde sogar ins Chinesische übersetzt. Das Konzept des Buches ist das eines essayistischen Kompendiums: in vielen reich und bunt bebilderten Kapiteln, die sich jeweils typisch deutschen Ideen oder Objekten widmen – etwa dem „Grundgesetz“, dem „Spießbürger“ und der „Wurst“, aber auch „Winnetou“, dem „Feierabend“ oder der „Ordnungsliebe“ – erschließen Dorn und Wagner deutsche Eigenheiten häufig mit gut recherchierten Anekdoten und Hintergrundfakten, manchmal allerdings in eher polemischem Tonfall.

Das 550 Seiten umfassende Buch mag in seiner Anlage durchaus Vorlage für Wagners drei Jahre später, 2014 bei Hoffmann & Campe erschienene Buch „Habsburg“ gewesen sein. Die ausgesprochen bibliophile Aufmachung entspricht der illustren und reichhaltigen inhaltlichen Gestaltung des Buches, in dem Wagner sein Wissen über die Habsburger Monarchie in Form von essayistischen Skizzen, vergessenen Anekdoten, historischen Porträts und lexikongleichen Artikeln zu Papier bringt. In vielen kleinen Kapiteln, die etwa Titel wie „Die Habsburger Bibliothek“ und „Die Jahrhundertfähre“, aber auch „Musils Irrtum“ oder „Domschnitzel für alle“ tragen, eröffnet sich ein Panoptikum ungeheurer vieler, für das Verständnis des Phänomens Habsburg notwendiger, Aspekte, die Wagner mit viel Sachkunde und augenscheinlicher Leidenschaft für sein Thema ausarbeitete. „Habsburg“ zeigt aber auch, dass Wagners Arbeitsmodus inzwischen ein anderer war: Kürzere Texte gingen ihm, der inzwischen von seinen Krankheiten gezeichnet war, leichter von der Hand, ließen ihn schneller wieder los.

Anfang 2015 erschien Wagners vielbeachtete Prosa „Herr Parkinson“. Mit diesem Buch, nicht mehr im Aufbau Verlag sondern bei Knaus (Random House) und von der Lektorin Britta Egetemeier betreut, nahm Wagner erstmals die Auseinandersetzung mit der jahrelangen Parkinsonerkrankung auf. „Herr Parkinson“, schon kurz nach seiner Veröffentlichung in zweiter Auflage erschienen, erhielt positive und breite Resonanz in der Kritik – sicherlich auch wegen des medial gut präsentierbaren Themas des Buches, dem Umgang mit der Parkinson-Krankheit. Doch wäre es grundfalsch, das Buch auf diesen Inhalt zu reduzieren – gerade, weil es Wagners poetische Qualitäten auf eine beeindruckende Weise mit einer vielleicht sogar noch nie zuvor in einer Prosa so gekonnt eingesetzten Sprache zeigt. Sie nähert sich häufig dem Aphorismus an, ist langsam und knapp geworden, beinahe melodisch – als merke man dem Text an, dass er in einem anderen Tempo und in einem anderen Bewusstseinszustand geschrieben worden ist. „Herr Parkinson“ kumuliert poetische Passagen mit Momenten der tragischen und zugleich zuversichtlichen Selbsterfahrung, und Wagner zeigt sich in diesem Buch noch einmal von einer ganz anderen Seite: einer sensiblen, gealterten, aber nicht gebrochenen. Bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen wurde „Herr Parkinson“ anlässlich einer Tagung zum Werk Richard Wagners in Temeswar von Seiten der Literaturwissenschaft beachtet: In dem Tagungsband „Wendemanöver. Beiträge zum Werk Richard Wagners“ aus dem Jahr 2018 widmen sich mehrere internationale Literaturwissenschaftler dem Buch in ihren Beiträgen.

Der Lyrikband „Gold“, der 2017 erschien, würdigte mit einer chronologisch angeordneten Auswahl der Gedichte, die Wagner im Laufe von bis dato rund 50 Jahren geschrieben hatte, dessen lyrisches Lebenswerk. Neben seinen wichtigsten und bekanntesten Gedichten sind hier auch zahlreiche Gedichte neu abgedruckt, die erstmals in Rumänien publiziert wurden, deren Bände jedoch längst vergriffen sind. Andere Gedichte des Bandes, die bereits in Rumänien entstanden sind, wurden hier erstmalig abgedruckt, weil Wagner sie damals aus Gründen der Zensur zurückhalten musste. Der Band enthält aber auch erst in den Jahren 2015 bis 2016 entstandene Gedichte Wagners. In der engen Zusammenschau der frühen und der späten Gedichte werden imposante Entwicklungslinien, aber auch unerwartete Konstanten in dem inzwischen ein halbes Jahrhundert umspannenden lyrischen Schreiben Wagners deutlich. Eine dieser Konstanten ist der ständige Bruch mit Illusionen, Automatismen, Konventionen, Denkdiktaten und ideologisch entstellter Diktion. Eine andere ist die auf den Schluss hin komponierte Pointe der Gedichte, die in eine häufig regelrecht existenziell anmutende poetische Verdichtung mündet. Für seine späte Lyrik hat Wagner Momente des Assoziativen und des Überraschenden immer weiter produktiv gemacht – auch solche sind schon in frühen Bänden, vor allem den beiden in Rumänien entstandenen „Hotel California“-Bänden, erkennbar.

In „Poetologik. Der Schriftsteller Richard Wagner im Gespräch“ (2017) finden sich zahlreiche, darunter auch unveröffentlichte, poetologische Essays Wagners. Insbesondere wurden auch hier Texte, die in Rumänien entstanden, dort aber nicht publiziert wurden oder nicht mehr in der damaligen Fassung verfügbar sind, abgedruckt – aber auch Wagners erstes, als Schüler geschriebenes Gedicht, das die literarische Förderung durch seine damalige Deutschlehrerin initiiert hat. In einem diesen Textabdrucken vorangehenden Teil des Buches reflektiert Wagner in einem langen literaturwissenschaftlichen

Gespräch die zentralen poetologischen Grundlegungen und ästhetischen Ausgangspunkte seines Werkes, dessen Themenstellungen und seine eigenen Schreib- und Denkweisen sowie Haltungen und Erfahrungen als Schriftsteller. Dabei spricht er vor dem Hintergrund seiner Angehörigkeit zur deutschen Minderheit in Rumänien und seiner Ausreise nach Berlin im Jahr 1987 auch über seinen Weg in den deutschen Literaturbetrieb und diskutiert die Voraussetzungen seiner Generation und Lebenswelt für die Konstitution seines spezifischen Verhältnisses zur Sprache und Literatur. Aspekte der Ideologisierung von Sprache sowie des Arrangements eines Schriftstellers mit staatlicher Zensur und eigenen existenziellen Ängsten knüpfen hieran unmittelbar an. Immer wieder plädiert Wagner für das Querdenken, das Hinterfragen und Brechen des öffentlichen Diskurses. Zuletzt blickt er rückschauend auf sein eigenes Leben und spricht über seine Parkinsonerkrankung, die sein Verhältnis zum Schreiben und seine Selbstwahrnehmung radikal verändert hat.

Zum Werk eines Schriftstellers gehört in gewisser Weise auch immer das, was nicht zur Publikation kam, in dessen Denken und Arbeiten aber dennoch Raum und Relevanz beanspruchte. Wagner hinterließ in seinem Schriftstellerarchiv, das er noch zu Lebzeiten übergab und dessen Archivierung er begleitete, kaum solche Fragmente. Als Mann der Tat, wie er es selbst sinngemäß formulierte, setzte er seine Ideen und Projekte bei gefasstem Entschluss auch um und legte Wert auf seine Schaffenskraft, die sein vielgestaltiges und umfangreiches Werk bedingte. Mit einer disziplinierten Haltung widmete sich Wagner dem Schreiben gleich einer alltäglichen Arbeit. Dies änderte sich in der Phase der fortgeschrittenen Parkinsonerkrankung radikal: Hier nun zwang ihn die Krankheit, nicht nur seinen Arbeitsrhythmus zu verändern und immer wieder vollständig auszusetzen, sondern auch zwei größer angelegte essayistische Projekte wieder einzustellen. Im Jahr 2016 verfolgte Wagner ein autobiografisches Buchprojekt. Bereits seit 2015 hatte er sich einer längeren Recherche zu Paul Celan gewidmet, über den er aus literatursoziologischer Sicht einen längeren Essay schreiben wollte, zu dem er bereits mehrseitige Fragmente niedergeschrieben hatte.

Abhängig von seinem gesundheitlichen Zustand verfasste Wagner bis 2016 noch vereinzelt Essays für das publizistische Netzwerk „Die Achse des Guten“, dem er viele Jahre als Autor angehörte. Diese thematisierten jedoch keine literarischen Beobachtungen, sondern nahmen auf aktuelle politische und gesellschaftliche Ereignisse Bezug. Einzelne Gedichte aus den Jahren 2017 und 2018 stellte er einem 2019 zu seinem Werk publizierten Tagungsband als Beigabe zur Verfügung: „Karambolage“, „Kinder“, „Das Licht der Nehrung“, „Umriss“ und „Unwegsamkeit“ sind im Anhang an die wissenschaftlichen Texte des Bandes „Wendemanöver“ abgedruckt und setzen die Tendenzen der im Gedichtband „Gold“ abgedruckten Gedichte fort. Seit 2019 widmete sich Wagner neben der Lyrik primär dem Genre des Aphorismus, das sich schon in seinen Gedichten aus den Jahren seit 2015 andeutete. Der Aphorismus greift eine stilistische Tendenz in Wagners Schreiben auf, die aber schon viel früher in seinem Werk Niederschlag fand, nämlich in seiner schon in Rumänien entstandenen Kurz- und Kürzestprosa.

Primärliteratur

„Klartext. Ein Gedichtbuch“. Bukarest (Albatros) 1973.

- „die invasion der uhren“. Gedichte. Bukarest (Kriterion) 1977.
- „Der Anfang einer Geschichte“. Prosa. Cluj-Napoca (Dacia) 1980.
- „Hotel California I. Der Tag der mit einer Wunde begann“. Gedichte. Bukarest (Kriterion) 1980.
- „Hotel California II. Als schlief der Planet“. Gedichte. Bukarest (Kriterion) 1981.
- „Anna und die Uhren“. Geschichten für Kinder. Bukarest (Ion Creanga) 1981. Taschenbuchausgabe unter dem Titel „Anna und die Uhren. Ein Lesebuch für kleine Leute“: Mit Bildern von Cornelia König. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1987. (= Sammlung Luchterhand 709).
- „Gegenlicht“. Gedichte. Temeswar (Facla) 1983.
- „Das Auge des Feuilletons. Geschichten und Notizen“. Cluj-Napoca (Dacia) 1984.
- „Călăreț pe unde scurte“. Gedichte. Ins Rumänische übersetzt von Ion Mușlea. Auswahl und Nachwort Peter Motzan. Bukarest (Kriterion) 1984.
- „Rostregen“. Gedichte. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1986. Neuauflage: München (Lyrikedition 2000) 2000.
- „Ausreiseantrag. Eine Erzählung“. Darmstadt (Luchterhand) 1988. Taschenbuchausgabe zusammen mit „Begrüßungsgeld“: Frankfurt/M. (Luchterhand) 1991. (= Sammlung Luchterhand 956).
- „Begrüßungsgeld. Eine Erzählung“. Frankfurt/M. (Luchterhand) 1989. Taschenbuchausgabe zusammen mit „Ausreiseantrag“: Frankfurt/M. (Luchterhand) 1991. (= Sammlung Luchterhand 956).
- „Die Muren von Wien. Roman“. Frankfurt/M. (Luchterhand) 1990.
- „Der Sturz des Tyrannen. Rumänien und das Ende der Diktatur“. Hg. zusammen mit Helmuth Frauendorfer. Reinbek (Rowohlt) 1990. (= rororo aktuell 12839).
- „Schwarze Kreide. Gedichte“. Frankfurt/M. (Luchterhand) 1991.
- „Sonderweg Rumänien. Bericht aus einem Entwicklungsland“. Berlin (Rotbuch) 1991.
- „Völker ohne Signale. Zum Epochenbruch in Osteuropa“. Berlin (Rotbuch) 1992.
- „Der Himmel von New York im Museum von Amsterdam. Geschichten“. Frankfurt/M. (Frankfurter Verlagsanstalt) 1992.
- „Heiße Maroni. Gedichte“. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1993.
- „Mythendämmerung. Einwürfe eines Mitteleuropäers“. Berlin (Rotbuch) 1993.
- „Giancarlos Koffer“. Berlin (Rotbuch) 1993.
- „Die Bedeutung der Ränder oder vom Inneren zum Äußersten und wieder zurück“. Frankfurter Poetikvorlesung. In: Neue Literatur. 1994. H.1. S.33–50.
- „Der Mann, der Erdrutsche sammelte. Geschichten“. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1994.

- „In der Hand der Frauen. Roman“. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1995.
- „Lisas geheimes Buch. Roman“. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1996.
- Roland Kirsch: „Der Traum der Mondkatze. Prosastücke“. Mit Fotografien des Autors und einem Nekrolog von Herta Müller. Hg. von Richard Wagner. Berlin (Edition Pixis bei Janus press) 1996.
- „Im Grunde sind wir alle Sieger. Roman“. Stuttgart (Klett-Cotta) 1998.
- „Mit Madonna in der Stadt. Gedichte“. München (Lyrikedition 2000) 2000.
- „Ich hatte ein bißchen Kraft drüber“. Zum Werk von Birgit Vanderbeke“. Hg. von Richard Wagner. Frankfurt/M. (Fischer) 2001. (= Fischer Taschenbuch 14937).
- „Miss Bukarest. Roman“. Berlin (Aufbau) 2001.
- „Der leere Himmel. Reise in das Innere des Balkan“. Berlin (Aufbau) 2003.
- „Habseligkeiten. Roman“. Berlin (Aufbau) 2004.
- „Der deutsche Horizont. Vom Schicksal eines guten Landes“. Berlin (Aufbau) 2006.
- „Das reiche Mädchen. Roman“. Berlin (Aufbau) 2007.
- „Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte“. Berlin (Aufbau) 2008.
- „Linienflug. Siebenundzwanzig neue Gedichte“. Hg. von Ernest Wichner. Perleberg (Hochroth) 2010.
- „Belüge mich. Roman“. Berlin (Aufbau) 2011.
- „Die deutsche Seele“. Zusammen mit Thea Dorn. München (Knaus) 2011.
- „Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt“. Hamburg (Hoffmann und Campe) 2014.
- „Herr Parkinson“. München (Knaus) 2015.
- „Poetologik. Der Schriftsteller Richard Wagner im Gespräch“. Zusammen mit Christina Rossi. Klagenfurt (Wieser) 2017.
- „Gold. Gedichte“. Mit einem Nachwort von Christina Rossi. Berlin (Aufbau) 2017.

Sekundärliteratur

- Csiky, Franz:** „Verlegerische Spätgeburt mit schönem Titel“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 14. 12. 1973. (Zu: „Klartext“).
- Reichrath, Emmerich:** „Ichgewinn – Realitätsgewinn“. In: Neuer Weg, Bukarest, 19. 11. 1977. (Zu: „Invasion“).
- Demmel, Gerolf:** „Das Sprechende im Gedicht“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 30. 12. 1977. (Zu: „Invasion“).
- Schuller, Annemarie:** „Weil ich den Leuten nichts vormachen wollte“. In: Die Woche, Hermannstadt, 13. 1. 1978. (Zu: „Invasion“).
- Fromm, Walter:** „Der kurze Weg zu den langen Exkursen. Auffassungs- und Formenwandel in Richard Wagners Lyrikband ‚die invasion der uhren‘“. In: Neuer Weg, Bukarest, 25. 2. 1978.

- Motzan, Peter:** „...und hier wird schon noch geredet werden“. In: Neue Literatur. 1978. H.2. S.112–116.
- Schuller, Annemarie:** „Realität ist. Ja, was denn?“. In: Die Woche, Hermannstadt, 8.8.1980. (Zu: „Hotel California I“).
- Csejka, Gerhardt:** „Annäherungsversuche und Fluchtbewegungen. Einlese-Übung in Richard Wagners Gedichte“. In: Neuer Weg, Bukarest, 19.10.1980.
- Reichrath, Emmerich:** „Wem nicht egal ist, was da passiert. Nachdenken über Richard Wagners Prosaband ‚Der Anfang einer Geschichte‘“. In: Neuer Weg, Bukarest, 6.12.1980.
- Schneider, Eduard:** „Wort, das die Segel nicht streicht“. In: Neue Banater Zeitung, Temesvar, 11.12.1980. (Zu: „Hotel California I“ und „Anfang“).
- Schuller, Annemarie:** „Schonungslose Selbstbefragung. Zu Richard Wagners Prosa am Beispiel einer Geschichte“. In: Die Woche, Hermannstadt, 6.2.1981. (Zu: „Anfang“).
- Britz, Helmut:** „Das Ende ist nicht abzusehen“. In: Neue Literatur. 1981. H.3. S.90–95. (Zu: „Anfang“).
- Schuller, Annemarie:** „„wir sind öl im getriebe““. In: Die Woche, Hermannstadt, 11.9.1981. (Zu: „Hotel California II“).
- Herbert, Rudolf:** „Neuer Zugang zu den Dingen“. In: Neuer Weg, Bukarest, 29.11.1981. (Zu: „Hotel California II“).
- Schuller, Annemarie:** „Ein alternatives Lesebuch. Geschichten ohne Moral“. In: Die Woche, Hermannstadt, 8.1.1982. (Zu: „Anna“).
- Seiler, Helmut:** „Wem spricht der Autor das Wort?“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 8.1.1982. (Zu: „Hotel California II“).
- Frauendorfer, Helmut:** „„Anna und die Uhren““. In: Neue Banater Zeitung, Temesvar, 10.1.1982.
- Schuller, Annemarie:** „...einfach ein Spannungsverhältnis genügt?“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 6.4.1984. (Zu: „Gegenlicht“).
- Uricariu, Doina:** „Starea de veghe“. In: Romania literara, Bukarest, 19.7.1984. (Zu: „Călăreț pe unde scurte“).
- Reichrath, Emmerich:** „Vom Fluß der Dinge“. In: Neuer Weg, Bukarest, 16.2.1985. (Zu: „Auge“).
- Waitz, Balthasar:** „Von der Überwachung des Wortes“. In: Neue Banater Zeitung, Temesvar, 25.8.1985. (Zu: „Auge“).
- Krolow, Karl:** „In deutlicher Sprache schweigen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.9.1986. (Zu: „Rostregen“).
- Bender, Hans:** „Wir reden. Wir reden. Doch leise“. In: Süddeutsche Zeitung, 1.10.1986. (Zu: „Rostregen“).
- Hartung, Harald:** „Guten Tag: Gedicht. Fünf neue Lyriker“. In: Merkur. 1987. H.2. S.147–153. (Zu: „Rostregen“).
- Pulver, Elisabeth:** „Wir haben Wörter, kein Zuhause“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14.4.1987. (Zu: „Rostregen“).

- Bormann, Alexander von:** „Vom Schicksal und seinen Schlägen“. In: Frankfurter Rundschau, 15.9.1987. (Zu: „Rostregen“).
- Mohr, Peter:** „Schwimmen gegen den Strom“. In: General-Anzeiger, Bonn, 8.3.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Neidhardt, Christoph:** „Fremde Alpträumreportage aus einem Arbeiterparadies ohne Wirklichkeit“. In: Die Weltwoche, 14.4.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Stern, Friedrich Gerhard:** „Kein Sinn mehr“. In: Nürnberger Zeitung, 23.4.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Schmitt, Hans-Jürgen:** „Die Gosse in den Köpfen. Richard Wagners eindringlicher Prosabericht“. In: Frankfurter Rundschau, 30.4.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Eggebrecht, Harald:** „Nichts geht mehr“. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.5.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Ulrich, Anna Katharina:** „„Anna und die Uhren““. In: Neue Zürcher Zeitung, 21./22.5.1988.
- Marin, Marcel:** „Aus einer Fremdheit in die andere gekommen. Ein deutscher Ausländer in Deutschland“. In: Basler Zeitung, 27.5.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Miehe, Renate:** „Überwachtes Gelächter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.6.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Schwartz, Leonore:** „Wider Willen ein Staatsfeind“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 31.7.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Meyer, Barbara:** „Ablösung in schmuckloser Diktion“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.8.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Saladin, Gregor:** „Alles beruht auf Täuschung“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 13.8.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Goertz, Heinrich:** „Das Kulturamt ist schon die Zensur. Erzählen vom Banat, von den Schwaben in Rumänien“. In: Stuttgarter Zeitung, 10.9.1988. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Jacobs, Jürgen:** „Mit seiner Sprache allein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.4.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Perschy, Jakob Michael:** „Westberlin ist der falsche Platz, um neue Wurzeln zu schlagen“. In: Die Presse, Wien, 6.5.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Brändle, Rea:** „Fremd in der Muttersprache“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 11.5.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Schulz, Christiane:** „Des Aussiedlers Heimatlosigkeit in der Muttersprache“. In: Rheinische Post, 3.6.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Pulver, Elsbeth:** „Schreibenlernen im Niemandsland“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.7.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Stefani, Guido:** „Die Fremdheit der eigenen Muttersprache“. In: Luzerner Neuste Nachrichten, 4.10.1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).

- Abgottspon, Odilo:** „Verlust der Heimat und Verlust der Sprache“. In: Schwyzer Zeitung, 2. 12. 1989. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Stefani, Guido:** „Es war wie in einer tiefen Depression“. In: Luzerner Neuste Nachrichten, 28. 12. 1989. (Zu: „Ausreiseantrag“).
- Bolduan, Viola:** „Rückkehr zur Sprache. Aussiedler aus dem rumänischen Banat“. In: Wiesbadener Kurier, 6. 1. 1990. (Zu: „Begrüßungsgeld“).
- Stefani, Guido:** „Auch wer davongekommen ist, bleibt verschüttet“. In: Luzerner Neuste Nachrichten, 17. 8. 1990. (Zu: „Muren“).
- Beer, Otto F.:** „Zur Freiheit verdammt“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 26. 8. 1990. In: Auch in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 28./29. 9. 1990. (Zu: „Muren“).
- Friedl, Armin:** „Atemholen unter der Oberfläche“. Gespräch. In: Esslinger Zeitung, 15./16. 9. 1990. (Zu: „Muren“).
- Verdofsky, Jürgen:** „Der Abstand zwischen uns“. In: Frankfurter Rundschau, 4. 10. 1990. (Zu: „Muren“).
- Gauß, Karl Markus:** „Triste Tage in Wien“. In: Die Zeit, 5. 10. 1990. (Zu: „Muren“).
- Teppert, Stefan:** „Leiden im Überfluß“. Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 5. 10. 1990. (Zu: „Muren“).
- Hinck, Walter:** „Ein Zaun durch den Kopf“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 10. 1990. (Zu: „Muren“).
- Krauss, Hannes:** „Kinderhoffnungen und verlorene Utopien“. In: Freitag, 23. 11. 1990. (Zu: „Muren“).
- Krumbholz, Martin:** „Vom Verschüttetsein“. In: die tageszeitung, 8. 12. 1990. (Zu: „Muren“).
- Kohtes, Michael:** „Luftholen in den Dörfern“. In: Die Zeit, 22. 3. 1991. (Zu: „Kreide“).
- Merz, Kai-Uwe:** „Was wird aus Südosteuropa?“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 14. 4. 1991. (Zu: „Sonderweg“).
- Ladurner, Ulrich:** „Bericht aus der Wüste“. In: Arbeiter-Zeitung, Wien, 4. 5. 1991. (Zu: „Sonderweg“).
- Gahse, Zsuzsanna:** „Stimmen fallen aus dem Nußbaum“. In: Die Welt, 18. 5. 1991. (Zu: „Kreide“).
- Glitz, Peter:** „Lakonische Wahrheiten über Rumänien“. In: Frankfurter Rundschau, 18. 5. 1991. (Zu: „Sonderweg“).
- Wichner, Ernest:** „Wer mich kennt, weiß Bescheid“. In: Süddeutsche Zeitung, 17. 7. 1991. (Zu: „Sonderweg“ und „Kreide“).
- Braun, Michael:** „Land aus Neon und Daten“. In: Basler Zeitung, 30. 8. 1991. (Zu: „Kreide“).
- Rüb, Matthias:** „Ein rasender Flaneur“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. 11. 1991. (Zu: „Kreide“).
- Gruenwald, Hans Herbert:** „Gegenwind von vorn und hinten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. 1. 1992. (Zu: „Sonderweg“).

- Reichrath, Emmerich:** „Vom Scheitern der Ideologien“. In: Neuer Weg, Bukarest, 3. 7. 1992. (Zu: „Völker“).
- Pittler, Andreas P.:** „Auf dem Trümmerhaufen des Stalinismus“. In: Der Standard, Wien, 30. 7. 1992. (Zu: „Völker“).
- Hensel, Klaus:** „Exotische Minimal art“. In: Basler Zeitung, 30. 9. 1992. (Zu: „Himmel“).
- Wichner, Ernest:** „Als hätten sie diesen Ton im Kopf“. In: Süddeutsche Zeitung, 30. 9. 1992. (Zu: „Himmel“).
- Meyer, Wilfried W.:** „Sinngemäß und Ungewiß am Rand der Welt“. In: Wochenpost, 22. 10. 1992. (Zu: „Himmel“).
- Lüdke, Martin:** „Der Wanderer“. In: Die Zeit, 6. 11. 1992. (Zu: „Himmel“).
- Schworck, Andreas:** „Drei Jahre nach der ‚Revolution‘“. In: Süddeutsche Zeitung, 17. 11. 1992. (Zu: „Völker“).
- Wiegenstein, Roland H.:** „Der jahrzentelange, schwere Marsch nach Westen“. In: Badische Zeitung, 15. 1. 1993. (Zu: „Völker“).
- Schwandt, Christian:** „Sprechblasen platzen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 1. 1993. (Zu: „Himmel“).
- Staudacher, Cornelia:** „Magie der Erinnerung“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7. 2. 1993. (Zu: „Himmel“).
- Stehle, Hansjakob:** „Ohne Signale ins Chaos“. In: Die Zeit, 5. 3. 1993. (Zu: „Völker“).
- Modick, Klaus:** „Alles kommt zusammen: Die Geographie ist abgeschafft“. In: Süddeutsche Zeitung, 6. 10. 1993. (Zu: „Maroni“ und „Koffer“).
- Ayren, Armin:** „Auf nichts kann man sich verlassen“. In: Stuttgarter Zeitung, 10. 12. 1993. (Zu: „Koffer“).
- Gahse, Zsuzsanna:** „Etwas ist abhanden gekommen“. In: Luzerner Neuste Nachrichten, 31. 12. 1993. (Zu: „Maroni“).
- Schuler, Ralf:** „Zeitgeflecht“. In: Neue Zeit, 4. 1. 1994. (Zu: „Koffer“).
- Bormann, Alexander von:** „Ein Strick aus Worten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4. 2. 1994. (Zu: „Maroni“).
- Steiner, Stephan:** „Bedeutungsloser Osten“. In: Falter (Wien). 1994. Nr. 6. S. 52. (Zu: „Mythendämmerung“ und „Koffer“).
- Bormann, Alexander von:** „Ein Kopf für alle Himmelsrichtungen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27. 3. 1994. (Zu: „Koffer“).
- Henneberg, Nicole:** „Stille Tage in Rom“. In: Basler Zeitung, 29. 4. 1994. (Zu: „Koffer“).
- Kraft, Thomas:** „Orte der Erfahrung“. In: Neue Deutsche Literatur. 1994. H. 2. S. 172–175. (Zu: „Himmel“, „Maroni“, „Koffer“ und „Mythendämmerung“).
- Lauer, Ilse:** „Richard Wagner: ‚Giancarlo Koffer‘“. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 1994. Nr. 2. S. 168f.
- Böhme, Thomas:** „Kalendergeschichten“. In: Freitag, 7. 10. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).

- Soldat, Hans-Georg:** „Wenn der Mond bellt“. In: Die Zeit, 18. 11. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).
- Meyer, Wilfried W.:** „Weiterlesen, bis das Fenster hell wird“. In: Frankfurter Rundschau, 29. 11. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).
- Bormann, Alexander von:** „Geschichten lesen, bis das Fenster hell wird“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 3. 12. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).
- Görner, Rüdiger:** „Das Auge der Muschel“. In: Die Presse, Wien, 3./4. 12. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).
- Hüfner, Agnes:** „Der Mann, der und die Frau, die“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 12. 1994. (Zu: „Erdrutsche“).
- Caduff, Corina:** „Das verlorene Exil“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22./23. 4. 1995. (Zu: „Erdrutsche“).
- Verdofsky, Jürgen:** „Allein unter vielen“. In: Frankfurter Rundschau, 16. 9. 1995. (Zu: „Frauen“).
- Filip, Ota:** „Stille Katastrophen auf nächtlichen Wanderungen im vereinigten Berlin“. In: Welt am Sonntag, 1. 10. 1995. (Zu: „Frauen“).
- Geißler, Cornelia:** „Allein in der Menge“. In: Berliner Zeitung, 5. 10. 1995. (Zu: „Frauen“).
- Gahse, Zsuzsanna:** „Wie und was man von Frauen denkt“. In: Luzerner Neuste Nachrichten, 24. 10. 1995.
- Bartmann, Christoph:** „Weiß man doch“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 11. 1995. (Zu: „Frauen“).
- Ortheil, Hanns-Josef:** „Im Fremddinnen-Land“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. 12. 1995. (Zu: „Frauen“).
- Zumpe, Anita:** „Langue et identité dans l'œuvre de Richard Wagner“. In: Germanica. Bd.17. 1995. S.51–78.
- Csejka, Gerhardt:** „Richard Wagner: ‚In der Hand der Frauen‘“. In: Neue Literatur. 1996. H.1. S.118–122.
- Dotzauer, Gregor:** „Den Hunderter braucht sie“. In: Süddeutsche Zeitung, 6. 11. 1996. (Zu: „Lisa“).
- Dietschreit, Frank:** „Nichts ist so wie es scheint“. In: Märkische Allgemeine, 8. 11. 1996. (Zu: „Lisa“).
- Dieckmann, Dorothea:** „Es besser haben“. In: Die Zeit, 15. 11. 1996. (Zu: „Lisa“).
- Wöhrle, Bernd Erich:** „Besser als Halle“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 26. 1. 1997. (Zu: „Lisa“).
- Huttenlocher, Armin:** „Die Wunde Wirklichkeit“. In: Freitag, 28. 2. 1997. (Zu: „Lisa“).
- Schwenger, Hannes:** „Kinohelden unter sich“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27. 9. 1998. (Zu: „Sieger“).
- Peter, Matthias:** „Im Grunde sind wir alle Sieger“. In: Der Zürcher Oberländer, 3. 10. 1998.

- Ortheil, Hanns-Josef:** „Stille Tage in Berlin“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. 10. 1998. (Zu: „Sieger“).
- Krumbholz, Martin:** „Zaungast beim Zeitgeist“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 11. 1998. (Zu: „Sieger“).
- Ring, Matthias:** „Zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel“. In: Stuttgarter Nachrichten, 11. 11. 1998. (Zu: „Sieger“).
- Ottshofski, Edith:** „Großstadt-Single in Berlin“. In: Siebenbürgische Zeitung, 15. 12. 1998. (Zu: „Sieger“).
- Mischke, Roland:** „Liebe wird klein, kann sie nicht blind sein“. In: Saarbrücker Zeitung, 8./9. 9. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Hell, Cornelius:** „Die Liebe ist klein, wenn sie nicht blind sein kann!“. In: Die Presse, Wien, 6. 10. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Kugler, Anita:** „Das Schachspiel der Securitate“. In: die tageszeitung, 23. 10. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Schneider, Wolfgang:** „Der ewige Spitzel“. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. 10. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Cynybulk, Gunnar:** „Banale Dämonen“. Gespräch. In: Neue Deutsche Literatur. 2001. H.6. S.17–33.
- Staudacher, Cornelia:** „Der lange Arm des Todes“. In: Rheinischer Merkur, 30. 11. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Falcke, Eberhard:** „In Deckung“. In: Süddeutsche Zeitung, 14. 12. 2001. (Zu: „Bukarest“).
- Kraft, Thomas:** „Von Bukarest aus“. In: Die Welt, 12. 1. 2002.
- Rietzschel, Thomas:** „Morgen wird wie heute sein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 2. 2002. (Zu: „Bukarest“).
- Nubert, Roxana:** „Die deutschsprachige Literatur des Banats im Zeichen grenzüberschreitender Autoren mit besonderer Berücksichtigung von Herta Müller und Richard Wagner“. In: Acta Germanica. German Studies in Africa/ Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika. 2002/2003. H.30/31. S.111–125.
- Schnitzler, Christian:** „Belgrads Himmel bleibt leer“. In: Rheinischer Merkur, 20. 3. 2003. (Zu: „Himmel“).
- Mappes-Niediek, Norbert:** „Alles Böse kommt von außen“. In: Freitag, 21. 3. 2003. (Zu: „Himmel“).
- Feßmann, Meike:** „Hier krächzt ein Rabe vom Amselfeld“. In: Süddeutsche Zeitung, 29. 4. 2003. (Zu: „Himmel“).
- Riess, Erwin:** „Die Welt der alten Lügen“. In: Die Presse, Wien, 3. 5. 2003. (Zu: „Himmel“).
- Breitenstein, Andreas:** „Herrschaft und Hysterie“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. 6. 2003. (Zu: „Himmel“).
- Mischke, Roland:** „Die Deutschen sind fort“. In: Rheinischer Merkur, 7. 10. 2004. (Zu: „Habseligkeiten“).

- Riess, Erwin:** „Eine Gleichung mit Toten“. In: Die Presse, Wien, 16. 10. 2004. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Martin, Marko:** „Die große Flucht ins Mittelmäßige“. In: Die Welt, 12. 2. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Pfister, Eva:** „Wo Arbeit, Geld und Liebe zu finden wären“. In: Stuttgarter Zeitung, 14. 1. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Moritz, Rainer:** „Versäumtes Leben“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25. 1. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Berhorst, Ralf:** „Donau rauf, Donau runter“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 2. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Schneider, Wolfgang:** „Aussiedler auf Lebenszeit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 2. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Törne, Dorothea von:** „Das neue Europa“. In: Freitag, 17. 6. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Löffler, Sigrid:** „Geschumpft und gestückelt, aber heilig“. In: Literaturen. 2005. H. 6. S. 18–26. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Henneberg, Nicole:** „Gleichung mit Toten“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7. 8. 2005. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Augstein, Franziska:** „Deutschland über alles“. In: Süddeutsche Zeitung, 31. 3. 2006. (Zu: „Horizont“).
- Krug, Dietmar:** „Ich bin nicht Roberto Blanco“. In: Die Presse, Wien, 20. 5. 2006. (Zu: „Horizont“).
- Hueck, Carsten:** „Familienflucht“. In: Frankfurter Rundschau, 31. 5. 2006. (Zu: „Habseligkeiten“).
- Broder, Henryk M.:** „Großparkplatz Deutschland“. In: Spiegel spezial. 2006. H. 7. S. 112f. (Zu: „Horizont“).
- Langner, Ingo:** „Auf dem Horchposten“. In: Literarische Welt, 26. 8. 2006. (Zu: „Horizont“).
- Sielaff, Volker:** „Dunkler Fleck“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 2. 9. 2007. (Zu: „Das reiche Mädchen“).
- Feldmann, Joachim:** „Element of Frust“. In: Freitag, 26. 10. 2007. (Zu: „Das reiche Mädchen“).
- Kappert, Ines:** „Geliebter Flüchtling“. In: die tageszeitung, 27./28. 10. 2007. (Zu: „Das reiche Mädchen“).
- Baron, Ulrich:** „Das reiche Mädchen“. In: Literaturen. 2007. H. 10. S. 106f.
- Henneberg, Nicole:** „Schuldbewusstsein trifft Machismo“. In: Frankfurter Rundschau, 28. 2. 2008. (Zu: „Das reiche Mädchen“).
- Frisé, Maria:** „Affäre aus Schuldgefühl“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 3. 2008. (Zu: „Das reiche Mädchen“).
- Wallrodt, Ines:** „Richard Wagner rechnet mit den 68ern und Multikulti ab“. In: Neues Deutschland, 11. 4. 2008. (Zu: „Das reiche Mädchen“).

Vierich, Thomas Askan: „McAbendland ist abgebrannt“. In: Falter, Wien, 16. 10. 2008. (Zu: „Es reicht“).

anonym: „Wir wollen ihn ja nicht hängen sehen“. Gespräch. In: Der Spiegel, 14. 12. 2009. (Über Werner Söllners Securitate-Eingeständnis).

Lovenberg, Felicitas von: „Seine Freundschaft war von der Securitate verordnet“. Gespräch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. 2. 2010. (Über Peter Grosz's Spitzeleyen für die Securitate).

Bopp, Lena: „Schufte und Schlitzohren, Opfer und Täter“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. 1. 2011. (Zu: „Belüge mich“).

Breidecker, Volker: „Das allgemeine Mundtotsein“. In: Süddeutsche Zeitung, 19. 4. 2011. (Zu: „Belüge mich“).

Bongartz, Barbara: „Der Anfang von Wahnsinn“. In: Die Presse, Wien, 23. 4. 2011. (Zu: „Belüge mich“).

Klier, Walter: „Großvater Ypsilon“. In: Wiener Zeitung, 30. 4. 2011. (Zu: „Belüge mich“).

Aufenanger, Jörg: „Miss Komintern in der Tangobar“. In: Frankfurter Rundschau, 17. 8. 2011. (Zu: „Belüge mich“).

anonym: „Wer sind wir?“. Interview. In: Der Spiegel, 7. 11. 2011. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Becker, Peter von: „Wer hat Angst vor dem Abgrund? Die Schriftsteller Thea Dorn und Richard Wagner über den 9. November, die Kulturation und ihr Buch über die deutsche Seele“. Interview. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 9. 11. 2011.

Beck, Max / Coomann, Nicholas: „Jetzt brauche ich dich“. Interview mit Peter Fabjan. In: Freitag, 10. 11. 2011.

Walser, Martin: „Die Verteidigung der Seele“. In: Die Zeit, 22. 12. 2011. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Deckert, Rhenatus: „Das ist eine untergegangene Welt“. Interview. In: Sinn und Form. 2011. H.6. S.793–813.

Hintermeier, Hannes: „Felschirurgen im Ökoko“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 1. 2012. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Walther, Rudolf: „Da, wo Wurst treu macht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28./29. 1. 2012. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Villachica, Jeannette: „Zerrissenheit ist die Essenz des Deutschen“. Interview. In: Wiener Zeitung, 25. 2. 2012. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Aschenbrenner, Cord: „Gemüt und Angst. Die ‚deutsche Seele‘ zum Nachschlagen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 6. 3. 2012.

Seidl, Claudius: „Hegel als Brotaufstrich“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 11. 3. 2012. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Bopp, Lena: „Woher einer kommt und wohin“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 4. 2012. (Zum 60. Geburtstag).

Harpprecht, Klaus: „Thea Dorns und Richard Wagners Berichte vom Zustand unseres Gemüts“. In: Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte. 2012. H.4. S.52–54. (Zu: „Die deutsche Seele“).

Kory, Beate Petra: „Der Schriftsteller als Aussiedler am Beispiel der Erzählungen Richard Wagners ‚Ausreiseantrag‘ und ‚Begrüßungsgeld‘“. In: *Temeswarer Beiträge zur Germanistik* 9. 2012. S.131–146.

Materna, Andrzej: „Dorn, Thea / Richard Wagner: Die deutsche Seele“. [Rezension]. In: *Studia niemcoznawcze*. Bd.52. Warszawa (Univ. Warszawski, Inst. Germanistyki) 2013. S.444f.

Speicher, Stephan: „Jeder hatte sein eigenes Banat“. In: *Süddeutsche Zeitung*, 28.3.2014. (Zu: „Habsburg“).

Koneffke, Jan: „Kakanien als Mythos und Anschauung“. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 11.6.2014. (Zu: „Habsburg“).

Hartung, Harald: „Guten Tag: Gedicht. Fünf neue Lyriker: Peter Waterhouse, Barbara Maria Kloos, Sabine Techel, Hans-Ulrich Treichel, Richard Wagner“. In: *Ders.: Die Launen der Poesie. Deutsche und internationale Lyrik seit 1980*. Göttingen (Wallstein) 2014. S.7–17.

Möller, Barbara: „Wenn der Kopf den Körper nicht beherrscht“. In: *Die Welt*, 30.5.2015. (Zu: „Herr Parkinson“).

Schöpfer, Linus: „Ich bin Ärgernis und Bedrohung“. Gespräch. In: *Tages-Anzeiger*, Zürich, 24.6.2015.

Sojitrawalla, Shirin: „Krankheit für Einzelgänger“. In: *Wiener Zeitung*, 27.6.2015. (Zu: „Herr Parkinson“).

Apel, Friedmar: „Krankheit als Allegorie“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2.7.2015. (Zu: „Herr Parkinson“).

Geißler, Cornelia: „Die kleine Angst, die große Angst“. In: *Frankfurter Rundschau*, 3.7.2015. (Zu: „Herr Parkinson“).

Rossi, Christina: „Das Archiv als Erinnerungsort. Einblicke in den Vorlass des Schriftstellers Richard Wagner“. In: *Spiegelungen*. 2016 H.2. S.77–87.

Henneberg, Nicole: „Rumäniendeutsche Endmoränen“. In: *Der Tagesspiegel*, Berlin, 10.4.2017. (Zu: „Poetologik“, „Gold“).

Langner, Ingo: „Man muss den Punkt finden, wo wirklich Frieden herrscht“. In: *Die Tagespost*, 21.4.2017. (Zu: „Gold“).

Vasik, Monika: „was zählt“. In: *Fixpoetry*, 23.5.2017. (Zu: „Gold“).

Hartung, Harald: „Nachrichten aus dem Hotel Atemzug“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.6.2017. (Zu: „Gold“).

Rossi, Christina: „Einführung in Leben und Werk Richard Wagners“. In: *Richard Wagner / Christina Rossi: „Poetologik“*. Klagenfurt (Wieser) 2017. S.11–16.

Ottschowski, Edith: „mit den Worten, den immerwährenden“. In: *Siebenbürgische Zeitung*, 4.1.2018. (Zu: „Gold“).

Rossi, Christina / Dácz, Enikő (Hg.): „Wendemanöver. Beiträge zum Werk Richard Wagners. Mit literarischen Texten von Felicitas Hoppe, Johann Lippet und Richard Wagner“. Regensburg (Pustet) 2018.

Ottschowski, Edith: „Flaneur und schreibender Kavalier“. In: *Siebenbürgische Zeitung*, 14.10.2019. (Zu: „Wendemanöver“).

Holden, Anca Luca: „Language, Cultural Identity, and the Politics of Marginalization in Richard Wagner’s ‚Ausreiseantrag. Begrüßungsgeld‘“. In: Colloquia Germanica. 2020. H.1.

Platthaus, Andreas: „Überlebt, das auch, ja“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. 4. 2022. (Zum 70. Geburtstag).

Geißler, Cornelia: „Der hinterlistige ‚Herr Parkinson‘ hat gewonnen“. In: Berliner Zeitung, 15. 3. 2023. Unter dem Titel „‚Ich bin mehr als mein Körper‘“ auch in: Frankfurter Rundschau, 15. 3. 2023. (Nachruf).

Wiele, Jan: „Sanfter Guerillero“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 3. 2023. (Nachruf).

Wichner, Ernest: „Kleine Freiheit“. In: Süddeutsche Zeitung, 16. 3. 2023. (Nachruf).

Wiesner, Herbert: „Zornig, witzig, traurig“. In: Die Welt, 16. 3. 2023. (Nachruf).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 15.05.2023

Quellenangabe: Eintrag "Richard Wagner" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000578>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)